

**Zeitschrift:** Wohnen  
**Herausgeber:** Wohnbaugenossenschaften Schweiz; Verband der gemeinnützigen Wohnbauträger  
**Band:** 77 (2002)  
**Heft:** 4  
  
**Anhang:** Extra : wohnen im Hochhaus

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 11.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



# wohnen extra

## wohnen im hochhaus

Zwischen Begeisterung und Skepsis: die wechselvolle Geschichte des Wohnhochhauses in der Schweiz, **Seite 3** ■ Die Aussicht von der Hardau ist wunderbar, **Seite 5** ■ Die Wohntürme der Entenweid in Basel sind die ältesten Hochhäuser der Schweiz. Zwei Bewohnerinnen erzählen, **Seite 6** ■ In Zürich bauten Stadt und Baugenossenschaften die ersten Hochhäuser. Bis heute sorgen restriktive Gesetze dafür, dass die Stadt nicht zu sehr in den Himmel wächst, **Seite 9** ■ Vom Alltag in einem Schwamendinger Hochhaus, ein Hauswart gibt Auskunft, **Seite 11** ■ Das erste Hochhaus in Romanshorn gab kaum zu reden, **Seite 13** ■ Das Tscharnergut lebt. Ein Rundgang durch die erste Grosssiedlung der Schweiz, **Seite 14** ■ Kreuzworträtsel, **Seite 16** ■







Eine kurze Geschichte des Wohnens im Hochhaus

# Isoliert oder privilegiert?

Die ersten Hochhäuser hierzulande weckten Emotionen: Begeisterung über den Fortschritt und Skepsis gegenüber dem neuen Massstab. Später analysierte man den Zusammenhang von Grosswohnüberbauungen und sozialen Spannungen. Als Gegenmittel wurden Wohnsiedlungen wieder niedriger, kleiner und überschaubarer. Und heute? Hoch zu bauen wird wieder zum Thema und ein wenig auch das Wohnen im Hochhaus.

Text: Ursina Jakob  
Fotos: Ferenc Hamza

«Ein typisches Zeichen unserer Zeit sind die drei Hochhäuser in Basel und die vielen Projekte für andere schweizerische Turmbauten, von denen zwei beispielsweise in Zürich ebenfalls bezogen sind. Es geht mit diesen «Erfindungen», wie es seit jeher mit allem Neuen gegangen ist: «Man» ist dafür oder kämpft leidenschaftlich dagegen.» So schrieb mein Grossonkel Eduard Keller im Mai 1952 im «Tages-Anzeiger». Anlass für ihn, sich bei Bewohnerinnen und Bewohnern dieser neuen Wohngebäude umzuhören. Er liess sich von einer jungen Mutter die Vorzüge ihrer modernen Wohnung mit Deckenheizung und das Fehlen jeglichen Treppenhausklatsches beschreiben. Er sah sich im Erdgeschoss mit den Briefkästen, Gegensprechanlagen und hellen Waschküchen um. Er liess sich von Kindern auf die Dachterrasse begleiten, die ihn rest-

los begeisterte: «Kinderwagen, Trottinets und anderes Spielzeug wurden mitgenommen. Oben, mit wunderbarem Rundblick über die Umgebung Basels (...) ist herrliche Luft. Eine Dusche ist vorhanden, Liegestühle stehen bereit. Und die Kinder können sich nach Herzenslust bei Sonne und Schatten ungefährdet tummeln.» Mein Grossonkel liess sich von der Begeisterung der BewohnerInnen offensichtlich anstecken. Obwohl er auch die möglichen Nachteile von Grosswohnanlagen bedachte.

## FORTSCHRITT ODER FLUCH?

Eher solche hatte ich im Blick, als ich vor Jahren einen Artikel in einer Berner Tageszeitung zu Hochhäusern veröffentlichte und darin die Aspekte der schieren Grösse und der Gelüste mancher Architekten nach Monumentalität ►



anführte. Bald darauf erhielt ich einen Leserinnenbrief. Die Verfasserin schrieb mir, sie fände es «deplatziert und unqualifiziert, dass Sie in Ihrem Artikel eine solche Gemeinschaft schlicht als «Wohnmaschine» bezeichnen. Haben Sie bedacht, was Sie mit dieser Wortwahl ausdrücken? Man lebt wie in einem Programm, nach vorbestimmten Abläufen. (...) Eine Maschine ist seelenlos. Soll Ihr Ausdruck bedeuten, dass fast hundert Familien ohne Empfindungen, Rücksichten seelenlos aneinander vorbeileben?».

Ein weitreichendes Missverständnis. Mit «Wohnmaschine» hatte ich gewiss nicht die Menschen im Hochhaus gemeint. Ich dachte dabei vielmehr an Le Corbusier, der diesen Begriff geprägt hatte. In seinem zeitbedingten Fortschrittsglauben stand die «Wohnmaschine» für die Garantie von Komfort und Wohlstand für alle. Und ich dachte an die Übersteigerung dieser Auffassung, wie sie zum Beispiel noch Anfang der 80er-Jahre in Rom in die Tat umgesetzt wurde. Der Architekt Mario Fiorentino errichtete dort einen Superblock von exakt einem Kilometer Länge. Nach seiner Motivation gefragt, sagte er sinngemäss: Ich wollte das längste Wohngebäude der Welt errichten. Schon bald nach der Fertigstellung nahmen die Probleme rapide zu, die Überbauung verwahrloste zusehends.

#### AKZENT IN DER STADTLANDSCHAFT

Es gab andere, einleuchtendere Beweggründe für das Hochhaus. So legte zum Beispiel eine Arbeitsgruppe von Planern in den 60er-Jahren dar, wie sehr sich die gebaute Umwelt verändert hatte. Markante Stadtsilhouetten wie die mittelalterlichen mit ihren dominierenden Burgen oder zentralen Domen wurden verdrängt von Fabrikanlagen, Rangierfeldern und ausufernden Wohngebieten für die wachsende Industriegesellschaft. Die Stadt wurde monoton und formlos, die Landschaft bedrohlich zubetoniert. Mit hohen Bauten wollten sie dieser Entwicklung etwas entgegensetzen: «Im Gegensatz zur immer noch weit verbreiteten Auffassung, wonach das Hochhaus nicht tragbar sei, sofern es sich im Stadt- oder Landschaftsbild stark bemerkbar mache, dient das Hochhaus im vorliegenden Projekt in voller Absicht der Krönung der markantesten Geländepunkte. Landschaftsschutz in positivem Sinne verstehen wir nicht als ein verschämtes Verstecken der Baumassen im Gelände, wobei schliesslich die Vielzahl der Objekte zum eigentlichen Verlust der Landschaft führt, sondern das aktive Übersteigern der landschaftlichen Formen, das Herausmodellieren ihrer besonderen Reize mittels der Bebauung.»

Für Bern zum Beispiel hatte man genaue Vorstellungen davon, an welchen Stellen im Stadtbild sich Hochhäuser gut machen würden. Sicher nicht im Altstadtbereich und auch nicht an den Abhängen über der Aare, wo sie mit der Stadtsilhouette und dem Alpenkranz in Konkurrenz geraten würden. Aber auf ei-

nem Hügel südwestlich des Zentrums gab es Mitte der 50er-Jahre schon ein Projekt mit fünf Türmen, die sogar die nahe Friedenskirche überragen sollten. Dagegen regte sich Widerstand, mit «nahezu 400 Unterschriften volljähriger Männer und Frauen», wie die Zeitung «Der Bund» in ihrer Sonntagsausgabe vom 30. Mai 1954 berichtete.

#### UNGEWÖHNLICHE GRUNDRISSSE

1957 erstellte dann die Baugenossenschaft Wyler, gegründet zur «Erstellung billiger Wohnungen», das erste Wohnhochhaus in Bern. Neben dem Aussenraum galt die Sorgfalt der Planenden der Orientierung und Besonnung der Wohnungen. Eine Besonderheit war die Nutzung des Attikageschosses: dort befanden sich die Waschküchen und Wäschetrocknerplätze – und nicht, wie sonst üblich, Wohnungen der Luxusklasse.

Die freie Aussicht, eine der besonderen Qualitäten von Hochhauswohnungen, ist nicht bloss ein Vermietungsargument, sondern entspricht einem Bedürfnis vieler. So erkundigten sich Jacqueline Häberli und ihre Schwester bald nach Fertigstellung dreier weiterer Hochhäuser in Bern nach einer freien Wohnung. Die berufstätigen Krankenschwestern hatten bislang in spitaleigenen Angestelltenzimmern gewohnt und suchten nun ihr erstes «eigenes Logis». Im Hochhaus zu wohnen, reizte sie. Jacqueline Häberli lebt, nun allein, seit 35 Jahren da. Sie findet ihre Wohnsituation noch heute so attraktiv wie damals. Das ist ihrem Gesicht abzulesen, während sie mich durch die Wohnung führt. Der Grundriss der Zweieinhalbzimmerwohnung ist in der Tat ungewöhnlich. Das beginnt schon auf dem Liftvorplatz im 7. Stock. Die Erschliessung zu den vier Wohnungen wirkt geräumig. Durch eine Glastür, die zur Fluchttreppe führt, kommt viel Tageslicht. Vom offenen, nur durch eine eingebaute Garderobe abgetrennten Entrée sieht man in den Wohnraum, an dessen Längsseite der lange, schmale Balkon mit Blick Richtung Alpen liegt.

Auf der gegenüberliegenden Seite reihen sich ein geräumiges Schlafzimmer, ein Bad und die kleine Küche aneinander. Während Badezimmer aus dieser Epoche sonst selten Tageslicht haben, ist das Fenster über dem Spülbecken in der Blockwohnung noch rarer. Hier gibt es beides. Von hier geht der Blick über den angrenzenden Wald. «Früher sahen wir bis zum Chasseral», erzählt Jacqueline Häberli. «Der Wald» ist denn auch die spontane Antwort auf meine Frage, was ihr am Hochhaus am besten gefalle. Von der Küche aus kann sie den Mäusebussard beobachten, der sich auf die höchste Föhre zu setzen pflegt. Täglich macht sie seit ihrer Pensionierung ausgedehnte Spaziergänge. Früher streifte sie mit Schwester, Freundinnen, Hund und einer Videokamera durch die vielen Wege und das Unterholz, wusste, wo man Rehe mit ihren Jungen beobachten konnte und wo sich Grün- und Schwarzspecht aufhielten. Und wenn

Nichten mit ihren Kindern auf Besuch kamen, zog man aus zum Hüttenbauen und Feuer-machen.

#### ZUSAMMENLEBEN – AUCH IM HOCHHAUS

Und die Nachbarschaft? Lebt man nicht isoliert und aneinander vorbei in einem derart grossen Gebäude, das man immer nur via Lift betritt und verlässt? Jacqueline Häberli lacht: «Das kennen wir nicht. Man muss halt etwas tun dafür. Wenn ich zum Beispiel jemand Neues im Lift gesehen habe, habe ich mich erkundigt, wer sie oder er sei und mich vorgestellt. Das wirkte ansteckend.» Wann immer sich die Möglichkeit ergab, entfalteten die Schwestern ihre nachbarschaftsstiftenden Aktivitäten. Sie luden zum Sommer-Brunch und zum Herbst-Grillfest unten in den Grünanlagen, entwarfen eine Einladung fürs Anschlagbrett in der Eingangshalle und Listen, auf denen sich Interessierte eintragen konnten. Mitbewohnerinnen anboten sich, für die gemeinsamen Essen im Freien Zöpfe zu backen oder die Dekoration zu besorgen und meldeten, wie viele Tische und Stühle sie beisteuern konnten. Tätige Unterstützung steuerte jeweils auch der Hauswart bei. Jacqueline und ihre Schwester koordinierten und besorgten den Einkauf. Jeweils etwa 35 Leute seien da zusammengekommen.

Und das alles, ohne dass in dieser Überbauung mit insgesamt 90 Wohnungen irgendwelche Gemeinschaftseinrichtungen vorhanden sind. Die Waschküchen und die winzigen Keller liegen traditionell unter der Erde. Wer ungesehen kommen und gehen will, benutzt Tiefgarage und Lift.

#### GHETTObILDUNG VORBEUGEN

Ganz anders im Tscharnergut. Für die erste Satellitenstadt Berns aus den frühen 60er-Jahren hatten sich Planer und Stadtbehörden einiges einfallen lassen, um der Ghetto-bildung vorzubeugen. Läden und Poststelle zentral und zu Fuss erreichbar; Dorfplatz mit Brunnen und Glockenturm; Restaurant mit Café und Mehrzwecksaal; Tagesheim, Kindergärten, Schule, Sport- und Spielplätze, Bibliothek und Freizeitzentrum. Zudem sind im einen der 20-stöckigen Hochhäuser Invalidenwohnungen, ein Invalidenheim sowie Zimmer für Studierende mit Gemeinschaftsküche untergebracht.

Dass allerdings weitläufige Grünanlagen, die immer wieder als vorteilhaftes Nebenprodukt von Hochhäusern hervorgehoben werden, besonders bewohnerfreundlich seien, war ein Trugschluss. Sie bieten zu wenig Verstecke und geborgene Plätze, sind aus Unterhaltungsgründen höchstens von stachligem Abstandsgrün begrenzt statt durch lebendige Hecken und Baumgruppen oder gar durch einen Wasserlauf gegliedert und hinterlassen bald einen verlassen Eindruck. Die Kinder jedenfalls würden «lieber die Hausecken abrunden», wie sich ein Tscharnergut-Hauswart gegenüber Journalisten ausdrückte.



## RÜCKZUG INS PRIVATE

Unter anderem derartige Erkenntnisse führten in den letzten zwanzig Jahren weg von Hochhausbebauungen. Der umbaute Hof erlebte eine Renaissance. Man entdeckte wieder den Wert von Zugangsbereichen, Plätzen und Höfen zwischen den Baublöcken als Begegnungs- und Spielflächen, gerade auch in genossenschaftlichen Neubauprojekten. Aber auch diese Entwicklung gehört bereits wieder der Vergangenheit an. Heute dreht sich die Diskussion vermehrt um das Bildhafte. Turmbauten täten dem Stadtbild nur gut, wird in Architektenkreisen gefordert. Im Wohnungsbau stehen die raffinierte Fassade und die akzentuierte Beziehung von Baukörpern zueinander im Vordergrund. Der Aussenraum wird als Kommunikationsraum vernachlässigt.

Dafür gilt das Augenmerk vermehrt den «Innenqualitäten» von Wohnungen. Etwa dem grosszügigen Grundriss, der einblicksfreien Loggia und der unverstellten Fernsicht. Das korrespondiert deutlich mit dem nach wie vor anhaltenden gesellschaftlichen Trend zur Individualisierung, zum Rückzug in die privaten vier Wände – als Gegenpol zur hektischen Eventkultur. Gut vorstellbar deshalb, dass die Nachfrage nach Hochhauswohnungen sogar grösser ist als je zuvor. Und dass Wohnen im Hochhaus nichts für Kinder sei, gehört wohl endgültig zu den belächelten Einwänden der Stadtsoziologie der 70er-Jahre. Themen wie Nachbarschaft, Begegnungsmöglichkeiten und Kinderfreundlichkeit haben nicht gerade Konjunktur. Mein Grossonkel müsste sich die Dachterrasse vermutlich am Feierabend von smarten Dinks zeigen lassen, wo ihm dafür vielleicht ein Cüpli angeboten würde.

wohnenextra



## WUNSCHTRAUM ERFÜLLT

**Tertia Hager wohnt im 28. Stock eines der Zürcher Hardau-Hochhäuser. Die vier Türme ragen bis 92 Meter in den Himmel und sind damit die höchsten Wohnbauten der Schweiz.**

«Die Aussicht von hier oben ist einfach grossartig. Egal, ob frühmorgens oder beim Eindunkeln, der Blick über die Dächer der Stadt, zum See und in die Berge fasziniert immer wieder. Für mich war es immer ein Wunschtraum, in einer Wohnung mit Sicht auf die Alpen zu leben. Da gibt es in Zürich nicht so viele Möglichkeiten und vor allem keine günstigen. So kam ich auf die Idee, in ein Hochhaus zu ziehen. Dass gerade im obersten Stock eine Wohnung frei wurde, war natürlich Glück.

Die Hardau-Siedlung gehört der Stadt. Es gibt etliche Bewohner, die seit der Erstellung (1976) hier wohnen. Das bedeutet, dass hier ziemlich viele ältere und alte Leu-

te wohnen. Der Familienanteil ist nicht sehr hoch, weil es vor allem 2 1/2- und 1 1/2-Zimmer-Wohnungen gibt. Die sind dafür schön gross. Anonymer als anderswo empfinde ich das Leben hier nicht. Bewohner, die schon lange hier wohnen, pflegen teilweise nachbarschaftliche Kontakte. Und auch hier gibt es Mitbewohner, die alles besser wissen und einen mittels Briefchen darauf hinweisen, dass man sich gefälligst an die Waschküchenordnung zu halten habe.

Zurzeit wird die Umgebung neu gestaltet. Die Hauseingänge sind nicht gerade freundlich, und auch die Treppenhäuser ohne Fenster strahlen eher Spital- oder Schulhausatmosphäre aus. Was ich mir wünschte, wäre ein Portier. Platz ist vorhanden, und es wäre gleichzeitig ein Beitrag zur Sicherheit. Und natürlich wäre das Hochhaus-Ambiente mit einem Portier noch schöner.»

(r)





## Zwei Bewohnerinnen der ersten Wohnhochhäuser der Schweiz erzählen

Text und Fotos: Helen Weiss

# «Anfangs wurde mir auf dem Balkon schwindlig»

**Elsa Hindenlang zog vor fünfzig Jahren in die damals frisch erstellte Siedlung Entenweid in Basel. Für wohnen extra kramte sie in ihrem Gedächtnis und erzählt aus dem Leben in den ersten Schweizer Wohnhochhäusern.**

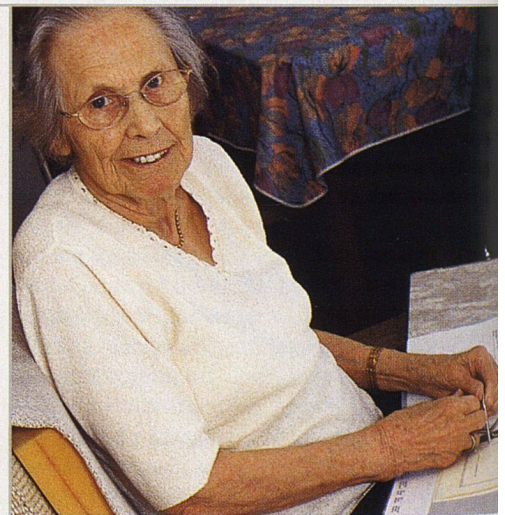
Elsa Hindenlang ist 92. Dass sie dieses hohe Alter erreicht hat, liegt vor allem daran, dass sie sich immer so gesund ernährt, sagt sie. Auch heute noch. Das Gedächtnis hingegen lasse nach. Nicht immer erinnert sie sich an alles, was früher so passierte: «Genaue Jahreszahlen der Geschehnisse im Haus kann ich nicht bieten», stellt sie schon von Beginn an klar. Vor 50 Jahren zog sie mit Mann und Kind in den siebten Stock der ersten Hochhaus-siedlung der Schweiz. Die Wohngenossen-schaft Entenweid in Basel vermietete damals Dreizimmerwohnungen nur an Familien. Die Zweizimmer-Appartements waren kinder-losen Ehepaaren vorbehalten. Elsa Hindenlang war glücklich und stolz darauf, zu den Mieterinnen und Mietern dieser neuen Wohnsiedlung zu gehören. Und als sie im siebten Stock das erste Mal auf den Bal- kon trat, wurde ihr schwindlig. «Die drei Hoch- häuser waren damals eine Sensation, viele unserer früheren Nachbarn beneideten uns», erzählt die alte Dame. Aber auch düstere Pro- phezeiungen musste sich Elsa Hindenlang anhören. Bei so vielen Bewohnern in einem

Haus gebe es schnell Streit und «Händeleien», hiess es. Und dass die drei Hochhäu- ser über kurz oder lang zusammenbrechen würden, stand für die Skeptiker sowieso fest.

### PRO WOCHE EIN STOCKWERK

Das Interesse der Basler Bevölkerung an den drei zwölfstöckigen Hochbauten war jeden- falls gross. Während der Mustermesse 1951 besuchten über 33 000 Interessierte die ein- gerichtete Wohnausstellung in den beiden obersten Stockwerken des mittleren Hauses. Der Nettoertrag der Eintrittspreise von über 20 000 Franken wurde in den folgenden Jah- ren für die Ausschmückung der Eingangshal- len verwendet. Bis jedoch im Sommer 1951 die ersten Wohnungen an der Mittleren Stras- se 174–178 (heute Flughafenstrasse 4–8) bezugsfertig waren, vergingen viele arbeits- intensive Monate. Mehrere Hürden mussten zuerst überwunden werden wie zum Beispiel Einsprachen gegen das Projekt und die vorge- sehene Art der Finanzierung.

«Wissen Sie, Opposition gibt es immer, wenn etwas Neues entsteht», meint die Baslerin. «Die Anwohner der gegenüberliegenden Häu- ser hatten Angst davor, dass sie punkto Son- nenlicht beeinträchtigt würden.» Doch schliesslich, im November 1950, konnte mit den praktischen Arbeiten begonnen werden. Wöchentlich besuchte Elsa Hindenlang mit



Mann und Kind die Baustelle, wo ihr zukünftiges Heim entstand. Und bei jeder Besichti- gung wuchs der gigantische Neubau um ein Stockwerk.

### DER ERSTE MIETZINS: 147 FRANKEN

Die Familie Hindenlang überlegte sich lange, ob der Umzug in eine Wohnung der Hochhäu- ser finanziell tragbar sei. Die Differenz des Mietzinses von den vorherigen 89 auf 147 Franken war doch ein gehöriger Sprung. Zu- dem kostete der erste Anteilschein 1000 Fran- ken. «Mein Mann war ein Optimist, ich zwei-



felte eher an dem Vorhaben. Doch es wendete sich alles zum Guten, denn vor dem Einzug bekam er prompt eine Lohnerhöhung von 50 Franken», erinnert sich Elsa Hindenlang lächelnd, während sie in einem Ordner den ersten Mietvertrag sucht.

Seit 26 Jahren, seit dem Tod ihres Mannes, wohnt sie allein in der Dreizimmerwohnung des vordersten Blocks. In den ersten Monaten danach befürchtete sie die Kündigung. Denn es gehöre halt auch zu den Regeln einer Ge-

nossenschaft, dass man nicht allein in einer solch grossen Wohnung leben könne. Und jedesmal, wenn eine Zweizimmerwohnung im Haus frei wurde, konnte sie nachts kaum schlafen.

#### EINMAL IM MONAT WASCHEN

Doch sie durfte bleiben. Ihre Wohnung bekam vor zehn Jahren eine Dreifachverglasung der Fenster, vor zwei Jahren eine neue Küche und in diesem Jahr wurde das Bad zum zweiten Mal renoviert. Anfangs durften die Bewohner nur einmal im Monat die Waschmaschine benutzen. Das war für Elsa Hindenlang nicht einfach, hatte sie doch die Wäsche einer dreiköpfigen Familie zu bewältigen. Nach zwanzig Jahren endlich wurden eine zweite

Waschmaschine und ein Tumbler in die Waschküche gestellt. Elsa Hindenlang: «Heute mache ich meine Wäsche natürlich nicht mehr selbst, meine Nichte hilft mir.» Und im Haus, hat es da Nachbarn, die ihr helfen? In einem so grossen Wohnhaus herrsche schon eine gewisse Anonymität, räumt Elsa Hindenlang ein. «Im Lift wechselt man ein, zwei Worte, das ist alles.»

Doch sie habe sehr wohl liebe Nachbarn und Nachbarinnen. Früher traf man sich jeweils donnerstags im Gemeinschaftsraum im hintersten Block zu Kaffee und Kuchen. «Wenn es einmal zu einem Streit kam, ging es immer um Hunde oder Kinder, das ist in allen Miethäusern dasselbe», meint sie. Und sucht weiter nach ihrem ersten Mietvertrag.



## «Nach den Ferien freue ich mich immer auf mein Zuhause»

**Sie ist in der Basler Wohngenossenschaft Entenweid geboren und wohnt bereits in der dritten Wohnung der Hochhausiedlung. Bea Vögtli erzählt, warum sie nur innerhalb der Genossenschaft umgezogen ist und was sich in all den Jahren verändert hat.**

Strassenlärm dringt durch das offene Fenster der Dreizimmerwohnung im dritten Stock. Bea Vögtli lebt mit ihrem Mann und ihrer Tochter schon seit 24 Jahren im Hochhaus Nummer sechs der Wohngenossenschaft Entenweid in Basel. «Eigentlich wohne ich schon mein ganzes Leben lang hier, denn ich wurde hier geboren», erzählt die 50-Jährige. Ihre Eltern zogen 1951 in die neu gebaute Liegenenschaft, und mit 20 Jahren mietete sie ihre erste eigene Wohnung – ein Haus weiter im Parterre. «Ich war natürlich verheiratet, denn als junge, ledige Frau konnte man damals nicht einfach eine Wohnung beziehen», fügt sie lachend an.

Für Bea Vögtli ist die Wohngenossenschaft Entenweid der ideale Wohnort. Als Kind sei es für sie mit dem nahen Kannenfeldpark und den vielen anderen Kindern vom Haus sehr spannend gewesen. Auch heute könne sie sich nicht vorstellen, anderswo zu wohnen, meint sie. Die zentrale Lage, das viele Grün und der günstige Mietzins bewogen sie dazu, auch ihre dritte und jetzige Wohnung in der

Genossenschaft zu beziehen. Seit fünfzehn Jahren selbst Mutter, weiss sie auch die Nähe der Schulen zu schätzen.

#### MÜTTER HIELTEN ZUSAMMEN

«Ich habe vor allem als junge Mutter in der Genossenschaft sehr schöne Zeiten erlebt. Als meine Tochter klein war, traf ich mich regelmässig mit vier anderen Müttern hinter dem Haus», schwärmt sie. Ganze Nachmittage verbrachte sie so auf dem Kinderspielplatz; musste eine der Mütter zum Einkauf oder Coiffeur, wusste sie ihr Kind in guten Händen. «Diese Treffen entstanden eher spontan und jede von uns brachte etwas zu essen mit», sagt Bea Vögtli. Kaum gingen die Kinder zur Schule, traf man sich jedoch seltener.

Der gegenüberliegende Kannenfeldpark war bei den Müttern ebenfalls beliebt. Bea Vögtli kennt den Park wie ihre Westentasche, erkundete sie ihn doch schon als Kind. Auch auf der riesigen Dachterrasse im 13. Stock, erinnert sie sich, liess es sich hervorragend spielen. Bis jeweils der Abwart kam und sie und ihre Freundin ausschimpfte und in die unteren Stockwerke verwies. Ansonsten hätten im Haus jedoch liebe Leute gewohnt.

#### GEMEINSINN STATT EIGENNUTZ

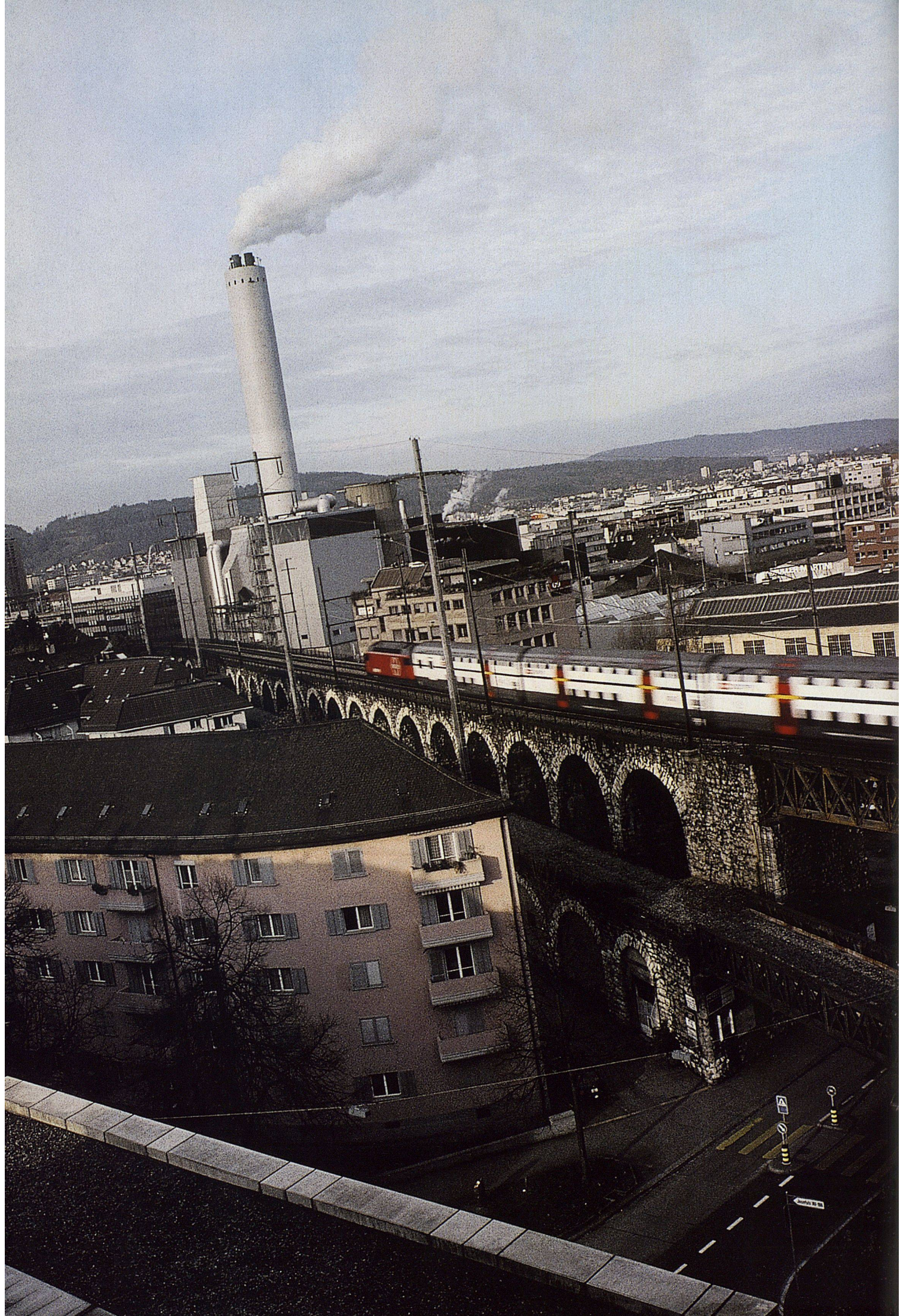
Heute leben von den Erstmietern noch ungefähr ein Viertel in den Wohnhochhäusern. Bea

Vögtli pflegte zu einer dieser Mieterinnen besonders engen Kontakt. «Sie war wie eine Grossmutter für mich. Als sie älter wurde, half ich ihr oft im Haushalt und konnte so den Übertritt ins Altersheim verzögern.» An diesen Grundgedanken der Genossenschaft – Gemeinsinn statt Eigennutz – erinnert auch das Organisationskomitee «50 Jahre Entenweid» in seiner Festschrift. Einige Bewohner und Bewohnerinnen bemängeln darin unter anderem die fehlende Kollegialität und den mangelhaften Zusammenhalt unter den «Neuen» und vermissen den Kontakt zu den Jugendlichen.

Doch Bea Vögtli genügt der lockere und spontane Kontakt unter den Bewohnern: «Ich kenne viele der Mieter seit meiner Kindheit. Manchmal vergehen zwar Monate, bis wir einander wieder einmal treffen, doch trotz der vielen Mitbewohner empfinde ich nie ein Gefühl der Anonymität.» Die Baslerin möchte so lange wie möglich hier wohnen. Schliesslich hätten ihre Eltern, die vor zwölf Jahren ein Haus auf dem Land kauften, noch heute Heimweh nach der Wohngenossenschaft. Auch Bea Vögtli vermisst ihre Wohnung bereits nach kurzer Zeit: «Wenn ich aus den Ferien komme, freue ich mich immer auf mein Zuhause.»

wohnenextra

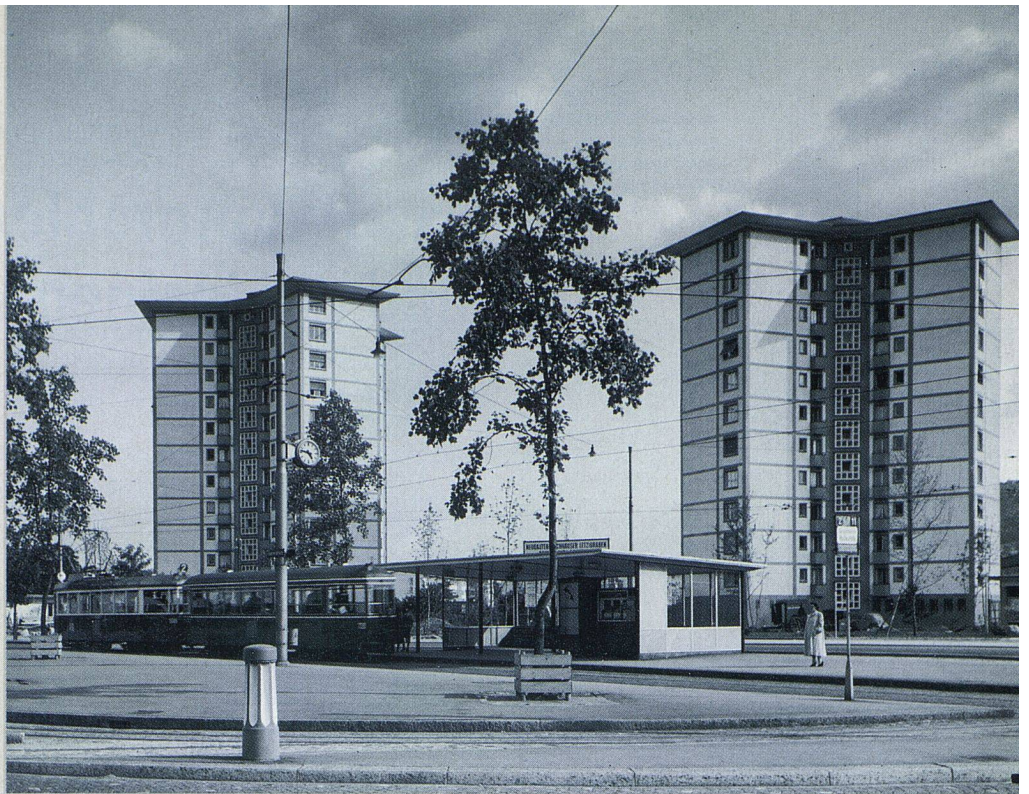






«Auch wenn man nicht sagen kann, dass sie ragen, so zeigen sie doch bereits, wie viel Himmel es noch gäbe auch über der Schweiz, wenn wir uns nicht ducken würden.»

Max Frisch,  
«Cum grano salis»,  
1953



Die ersten Zürcher Hochhäuser am Letzigraben (1951).

Baugesetze sorgen dafür, dass Zürich kein Manhattan wird

## Die Feuerleiter als Massstab

Text: Daniel Kurz

Amerika machte es vor. Hierzulande war der Weg für das Hochhaus erst nach dem Zweiten Weltkrieg frei. In Zürich leisteten die Stadt und die Baugenossenschaften Pionierarbeit. Der Massstab war kleiner, die modernen Wohnungen jedoch begehrt. Anonyme Grosssiedlungen verschlechterten in den 70ern das Klima fürs vertikale Bauen. Bis heute setzen restriktive Richtlinien Grenzen.

Hochhäuser setzen Zeichen. Um ihren Bau wird oft emotional gestritten. Für viele Menschen strahlen Hochhäuser Optimismus und Zukunftsfreude aus, Andere sehen in ihnen hässliche Symbole von Macht und Spekulation. Ihre hohen Fassaden sind weithin sichtbar. Beim Näheretreten spürt man ihre Masse und Wucht. Wer ein Hochhaus baut, nimmt Raum ein und stellt sich selbst ins Zentrum. Kein Zufall also, dass die ersten modernen Hochhäuser, die um die Mitte des 19. Jahrhunderts in New York und Chicago in die Höhe wuchsen, Geschäftszwecken dienten. Warenhäuser, Hotels und Grossfirmen sicherten sich mit den imposanten *skyscrapers* einen unverwechselbaren Auftritt im Zentrum der

Stadt. Liberale Baugesetze erlaubten in den USA die schnelle Verbreitung des Wolkenkratzers – die schwindelerregend hohen Bodenpreise in den Zentren und die Prestige-Konkurrenz der Bauherren trieben die Hochhausbau in den 1920er-Jahren zu immer neuen Höhenrekorden.

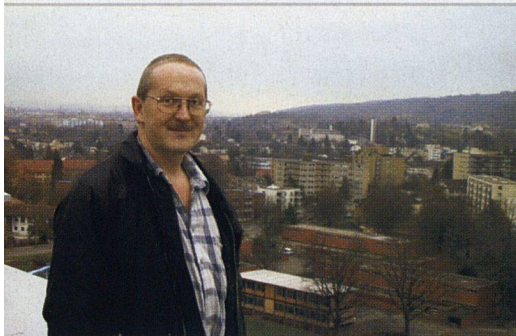
In Europa verfolgte man diese Entwicklung mit einer Mischung aus Faszination und Abscheu. Das Hochhaus, das war klar, steht im Gegensatz zu der traditionellen europäischen Stadt mit ihren geschlossenen Häuserfronten und einheitlichen Gebäudehöhen. Die Baugesetze in der Schweiz und in anderen europäischen Ländern schlossen den Bau von Hochhäusern bis in die 50er-Jahre praktisch ▶

Blick vom Hochhaus der Baugenossenschaft des eidgenössischen Personals an der Röntgenstrasse im Zürcher Industriequartier: SBB-Viadukt und Kehrichtverbrennung.



Vom Alltag in einem Schwamendinger Hochhaus

## Das Hauptproblem sind die kleinen Wohnungen



Anonymität, Vandalismus, Verslumung: Solche Begriffe prägen das Bild des Hochhauses. Wie sieht die Wirklichkeit in einem Schweizer Wohnhochhaus aus? *wohnen extra* fragte Martin Roos, der als Hauswart für die Genossenschaft Bahoge neben anderen Liegenschaften vier Hochhäuser an der Luegislandstrasse in Zürich-Schwamendingen betreut.

auch die Wohnungen renovieren. Neu werden die Küchen offen sein, das macht viel aus.

### Hat das Hochhaus also gar keine Schattenseiten?

Dass es anonym ist, stimmt schon. Allerdings wohnen hier relativ viele ältere Leute, die haben schon Kontakt untereinander. Neue haben es da schwieriger. Manche Leute schätzen aber gerade die Anonymität. Besondere Probleme, etwa Nachbarschaftskonflikte, haben wir deswegen nicht. Wie in den anderen Objekten versuchen wir die zu lösen, bevor sie eskalieren.

eine Lösung. Und dass die Leute nicht mehr hierherziehen wollen – das liegt vor allem am schlechten Ruf, den Schwamendingen halt seit Jahren hat. Der Ausländeranteil mag hoch sein, aber das ist anderswo auch so. Wussten Sie, dass es in keinem Stadtteil so viele Vereine gibt? Schwamendingen ist ein Dorf!

### Noch eine letzte Frage. Sie selbst wohnen gleich neben dem Hochhaus, in einem «normalen» Wohnblock. Würden Sie ins Hochhaus einziehen?

Wenn dort eine grosse Wohnung frei wäre, sofort. Am liebsten ganz oben!

Interview und Fotos: Richard Liechti

**wohnen extra:** Herr Roos, kürzlich kam ein Hochhaus in die Schlagzeilen, das sich ganz in der Nähe befindet. Dort leben 20 Nationen unter einem Dach, von denen sich einige mit hiesigen Gebräuchen offensichtlich schwer tun. Der Abfall fliegt einfach zum Fenster raus – seien es Küchenabfälle oder kaputte Fernseher. Können Sie vom 14-stöckigen Gebäude an der Luegislandstrasse 149 ähnliche Geschichten erzählen?

**Martin Roos:** Dass Leute Esswaren aus dem Fenster werfen, habe ich auch schon erlebt. Aber im Allgemeinen unterscheiden sich die Bewohner in den Hochhäusern nicht von den Mietern in anderen Liegenschaften. Bei uns ist der Ausländeranteil auch nicht überdurchschnittlich hoch. Schliesslich kann man die Durchmischung schon ein wenig steuern. Auch bei kleineren Objekten schauen wir, dass keine Nationalität die Übermacht erhält.

### Sind Mieterwechsel im Hochhaus häufig?

Wechsel gibt es vor allem bei den 2-Zimmer-Wohnungen. Das Haus wurde 1964/65 gebaut, die Wohnungen haben maximal drei Zimmer. Deshalb leben nur noch wenige Familien mit Kindern hier.

### Das hat nichts damit zu tun, dass es ein Hochhaus ist?

Nein, das liegt nur am Wohnungstyp. Nach der Aussensanierung werden wir aber nun

### Rufen die MieterInnen im Hochhaus den Hauswart denn häufiger?

Nein, die Probleme sind die gleichen: Störungen bei der Waschmaschine, verstopfte Abflüsse.

### Kommen wir auf die Sicherheit zu sprechen. Sind die MieterInnen da nach den Ereignissen in New York sensibler?

Nein, das waren dort doch ganz andere Dimensionen als bei uns mit den 14 Stöcken. Für die Brandsicherheit gibt es eine Trocken-Steigleitung mit einem Hydrantenanschluss in jedem zweiten Stock. Die Feuerwehr muss da nur das Wasser einspeisen, eine Sache von zwei Minuten.

### Und wie steht es mit Einbrüchen, die bei grösserer Anonymität ja zunehmen?

Glücklicherweise hatten wir sehr wenig Einbrüche, in den letzten drei Jahren keinen einzigen.

### Noch eine Frage zum Quartier Schwamendingen, das ja keinen sehr guten Ruf hat...

Dabei ist Schwamendingen der schönste Fleck in der Stadt Zürich! Nirgends in der Stadt gibt es so viel Grün.

### Aber der Autobahnlärm, die Tatsache, dass viele Schweizer von hier wegziehen...

Der Autobahnlärm ist natürlich ein Problem, aber mit der Einhausung kämpfen wir ja für





aus. Nur öffentliche Prestigebauten durften ausnahmsweise über die Dächer ihrer Nachbarschaft hinausragen: In Zürich zum Beispiel die Universität (1914), das Kirchengemeindehaus Wipkingen (1932) oder der Walcheturm der kantonalen Verwaltung (1935). Private Hochhauspläne hatten in Zürich, wie man aus den Protokollen der Baubehörden weiss, keine Chance auf eine Bewilligung.

### DAS HOCHHAUS IN DER LABORPHASE

Bald nach dem Zweiten Weltkrieg und den materiellen Einschränkungen, die auch die vom Krieg verschonte Schweiz betrafen, regte sich neuer Optimismus und Lust am Fortschritt. Dass die Jahre 1947 bis 1951 in der Schweiz die Zeit der ersten Hochhausplanungen waren, ist daher kein Zufall. Das amerikanische Modell des Höherbauens regte die Phantasie der Planer und ArchitektInnen an; bald wurden die ersten Prototypen entwickelt.

Inzwischen hatten sich die Architektinnen und Städtebauer vom traditionellen Konzept der Stadt mit geschlossenen Strassenräumen gelöst. Die neuen Wohnquartiere, die an den Stadträndern entstanden, zeichneten sich durch eine offene, parkartige Gestaltung mit freistehenden Wohnhäusern aus. In diesem Umfeld entstanden in der Schweiz die ersten «richtigen» Hochhäuser der Nachkriegszeit. Sie sollten in erster Linie den neuen Quartieren Akzente und Merkmale verleihen. Ein Verdichtungseffekt war nicht vorgesehen. Vielmehr wurde für das Hochhaus in der Schweiz immer mit dem Argument geworben, dass das Stapeln in der Vertikalen noch grosszügigere Freiflächen am Boden ermögliche. In Zürich, Basel und anderen Schweizer Städten suchten die Stadtplaner nun aktiv nach geeigneten Standorten für Wohnhochhäuser. Der Zürcher Stadtbaumeister Albert Heinrich Steiner ging noch weiter und baute in Zusammenarbeit mit privaten Investoren die ersten zwei Hochhäuser der Stadt, die 1951 am Letzigraben fertig gestellt wurden. Die Stadt Zürich leistete Pionierarbeit, um die technischen Voraussetzungen und Risiken des Hochhausbaus zu studieren und die Akzeptanz der neuartigen Wohntürme zu testen. Entsprechend vorsichtig und sorgfältig wurden alle Details geplant.

### HOHER WOHNSTANDARD

Jede Wohnung sollte von zwei oder drei Seiten Tageslicht erhalten – daraus ergab sich der für Zürich typische Y-förmige Grundriss der ersten Hochhäuser. Wegen der grossen Zahl von Bewohnerinnen und Bewohnern gab man sich die grösste Mühe, Lärmimmissionen

zwischen den Wohnungen zu verhindern. Automatische Waschmaschinen und elektrische Aufzüge gehörten von Anfang an zum Standard. Fortschrittlich und modern sollte jedes Detail sein – entsprechend beliebt waren die Wohnungen nach ihrer Fertigstellung. Zur Popularität trugen die Ruhe und die Aussicht in den oberen Stockwerken natürlich bei.

Die Höhe der ersten Zürcher Hochhäuser von 33 Metern (12 Geschossen) entsprach bei weitem nicht amerikanischen Begriffen (das Empire State Building ist mehr als zehnmal höher). Die enge Höhenbegrenzung hatte einen praktischen Grund: Die Zürcher Feuerwehr besass nämlich keine längere Leiter... Grosse Gesten stossen in der Schweiz eben oft auf kleine, aber wirkungsvolle Einschränkungen.

### GROSSIEDLUNGEN AM STADTRAND

Nach dem Erfolg der ersten Hochhäuser in Zürich und Basel setzte in der ganzen Schweiz ein Wettbewerb im Hochhausbau ein. Grosse und kleine Städte wollten sich fortschrittlich zeigen und bewilligten weitere Turmhäuser. Schon in den späten 50er-Jahren gehörten hohe Bauten zum Bild jeder einigermaßen fortschrittlichen Gemeinde. Zürich plante ab 1956 das Hirzenbach-Quartier (Schwamendingen), das fast ausschliesslich aus Scheiben- und Punkthochhäusern besteht. Ähnliche Grossüberbauungen wurden in den 60er-Jahren immer häufiger und prägen die Peripherien der Schweizer Städte. Hochhausringe markieren die Grenzen des Stadtgebietes: Am auffälligsten vielleicht in Bern mit den Hochhausquartieren Bethlehem (mit Tscharnergut, Gäbelbach) und Murifeld. Bis heute sind diese Grosssiedlungen Denkmäler einer umfassenden Planungsidee, die die letzten städtischen Landreserven optimal zu nutzen versuchte.

### WOHNHOCHHÄUSER SIND KEINE WOLKENKRATZER

Zwei grundlegende Unterschiede liegen zwischen den schweizerischen und den amerikanischen Hochhäusern. In den USA stehen die Wolkenkratzer im Zentrum der Städte und enthalten hauptsächlich Büros – in der Schweiz dienen die meisten Hochhäuser dem Wohnen und liegen in der Regel am Stadtrand im Grünen. Diese Unterschiede sind wirtschaftlich und planerisch begründet. In den USA und in vielen anderen Ländern lässt sich durch Hochhäuser das Bauland wesentlich höher ausnützen; für den Erbauer ergibt sich also ein erheblicher Mehrwert. In den meisten Schweizer Kantonen ist dies nicht möglich. Mehrausnutzung durch Höherbauen ist zum Beispiel im Zürcher Planungs- und Baugesetz

Neben der Stadt errichteten in Zürich die Baugenossenschaften die ersten Hochhäuser, so die Asig 1956 im Dreispitz in Schwamendingen.



ausdrücklich ausgeschlossen (nur der sogenannte Areal-Bonus kann manchmal genutzt werden).

Das heisst, wer höher baut, muss entsprechend mehr Freifläche ausweisen. Und weil der Bau von Hochhäusern etwas teurer ist als die Regelbauweise, lohnt er sich wirtschaftlich normalerweise nicht. Nur Prestigegedanken oder städtebauliche Gründe können eine Bauherrschaft daher zum vertikalen Verdichten bewegen. Es ist daher kein Wunder, dass in der Stadt Zürich die meisten Hochhäuser nicht etwa von Spekulanten oder renditeorientierten Immofonds erbaut wurden, sondern von der Stadt und den gemeinnützigen Baugenossenschaften. Man war überzeugt, damit Gutes zu tun.

### «BAUEN ALS UMWELTZERSTÖRUNG»

Diese Sichtweise veränderte sich in den frühen 1970er-Jahren fast über Nacht. Neubausiedlungen wie die Göhner-Stadt in Volketswil («Göhnerswil») wurden von jungen Stadtkritikern und Umweltaktivistinnen als anonym und menschenfeindlich apostrophiert. Es kursierte der Slogan vom «Bauen als Umweltzerstörung». Beton galt generell als Symbol von Profitsucht und rücksichtslosem Baufieber; Hochhäuser wurden zur Zielscheibe der Kritik. ▶



Das Hirzenbach-Quartier in Zürich-Schwamendingen. Im Rahmen einer Gesamtplanung wurde das Stadtrandquartier 1956–1961 mit Punkt- und Scheibenhochhäusern überbaut.

Genossenschaftsvorstände mussten sich an der Generalversammlung vorhalten lassen, sie hätten an den Menschen vorbeigeplant. Die anonymen Grossiedlungen seien geradezu ein Verrat am genossenschaftlichen Gedanken. So sind seit etwa 1975 nur noch vereinzelte Wohnhochhäuser von Baugenossenschaften entstanden. «Small is beautiful» war der Slogan der 80er- und 90er-Jahre; das Einfamilienhaus auf der grünen Wiese nahm dafür immer mehr überhand.

### NEUER TREND ZUM HOCHHAUS

In den letzten Jahren zeichnet sich nun allerdings eine erneute Trendwende ab und es könnte sein, dass das Hochhaus in der Schweiz in Zukunft wieder eine etwas grössere Rolle spielen wird. Das Swisscom-Gebäude in Winterthur, das Basler Messehochhaus und das im Bau befindliche Sunrise-Hochhaus in Zürich-Oerlikon beweisen ein neues Interesse an hohen Bauten.



### WAS IST EIN HOCHHAUS?

Die Definition eines Hochhauses ist nicht ganz eindeutig. Zwischen dreigeschossigen Zeilen kann ein sechsgeschossiges Haus schon wie ein Hochhaus wirken (ein Effekt, der in Siedlungen häufig zur Akzentbildung genutzt wird). Nach juristischer Definition ist jedes Gebäude ein Hochhaus, das die maximale im Gesetz vorgesehene Gebäudehöhe überschreitet. Im Kanton Zürich sind das 25 Meter (7 Geschosse).

### RESTRIKTIVE GESETZGEBUNG

Jedes Hochhausprojekt erfordert Spezialbewilligungen, die nur erteilt werden dürfen, wenn durch die Hochhauslösung ein «ortsbaulicher Gewinn» entsteht, d. h. wenn diese besser ist als die Regelbauweise. Durch den Bau eines Hochhauses darf dem Grundeigentümer keine Mehrausnutzung erwachsen, d.h., die durch das Höherbauen gewonnene Nutzfläche muss als Freifläche kompensiert werden. Sehr restriktiv wirkt die Regelung des «2-Stunden-Schattens» im Zürcher Baugesetz: Ein Hochhaus darf keine Wohnungen in Nachbargebäuden länger als zwei Stunden pro Tag beschatten (diese Einschränkung gilt in der Regelbauweise nicht). Die Stadt Zürich kennt Höhenbeschränkungen von 80 bzw. 40 Metern für neue Hochhäuser. In grossen Teilen der Stadt sind neue Hochhäuser generell verboten. – Die Zürcher Hochhaus-Richtlinien können beim Amt für Städtebau der Stadt Zürich bezogen werden: afs@hbd.stzh.ch

Die Wohnsiedlungen in den neu überbauten Industriearealen von Zürich-Nord und Zürich-West haben ausserdem gezeigt, dass bei den dort erlaubten hohen Ausnützungen von 200 bis 250 Prozent die Regelbauweise problematische Wirkungen zeigt. Verschattete Wohnungen und enge Innenhöfe bereiten in den Überbauungen Limmat West, Steinfels und Zürich Nord Probleme. Es kann leicht sein, dass in solchen Baugebieten das Hochhaus in Zukunft wieder eine Option darstellt, um trotz sehr hoher Dichte attraktive Freiflächen und Wohnungen schaffen zu können. Vor allem für anspruchsvolle urbane und mobile MieterInnen könnten Hochhauswohnungen mit ihrer privilegierten Aussichtslage eine Option darstellen.

### DIE HOCHHAUSRICHTLINIEN SETZEN KLARE REGELN

Die neue Bauordnung der Stadt Zürich bezeichnet seit 1999 die Gebiete, in denen zukünftig noch Hochhäuser gebaut werden können. Die «Hochhaus-Richtlinien» definieren geeignete Gebiete nach klaren und nachvollziehbaren Regeln und wollen dem isolierten Auftreten von Hochhäusern entgegen wirken. Die Hochhausgebiete liegen zentral, in der City und in den Stadtkreisen 3, 4, 5 und 6 sowie in den Zentrumsbereichen von Oerlikon und Schwamendingen.

Die PolitikerInnen im Zürcher Gemeinderat zeigten allerdings immer noch Angst vor der Vertikalen: Sie limitierten die Höhe neuer Bauten auf 80 Meter – 10 Meter weniger als die höchsten bestehenden Hochhäuser im «Lochergut». In empfindlichen Gebieten sind sogar nur 40 Meter zugelassen (gerade 7 Me-

ter mehr, als 1951 die Feuerleiter erlaubte). In grossen Teilen der Stadt sind Hochhäuser verboten; namentlich in der Altstadt, in der Nähe des Sees, an den Hängen des Zürichbergs und generell am Stadtrand.

Solange die restriktiven Vorschriften des Zürcher Planungs- und Baugesetzes (Ausnützungsbeschränkung und «Zweistundenschatten») Geltung haben, wird das Hochhaus in diesem Kanton wohl auch in Zukunft eher eine Ausnahme darstellen. Stadtbilder wie in Hongkong, wo sich der Grossteil der Bevölkerung in Hochhausquartieren zusammengedrängt, oder in São Paulo, wo der Mittelstand in bewachten Hochhäusern Schutz vor der grassierenden Kriminalität sucht, werden in der Schweiz wohl nicht so bald zur Regel werden.

*wohnenextra*



Wettbewerbsprojekt für das Luwa-Areal in Zürich-Albisrieden (2001). Um trotz sehr hoher Ausnützungsziffer in dem ehemaligen Industrieareal grosszügige Wohnungen und gute Freiflächen zu gewinnen, schlägt der Wettbewerbssieger Patrick Gmür ein Wohnhochhaus von vierzig Metern Höhe vor.



Das erste Hochhaus Romanshorns liegt in ländlicher Idylle

## 37 Wohnungen – 70 Kinder

In einem Vorort von Zürich würde es nicht auffallen. Das Hochhaus der Baugenossenschaft des Verkehrspersonals Romanshorn jedoch liegt mitten in einem alten, ländlichen Quartier. Wie entstand dieser Bau? *wohnen extra* besuchte Irma und Richard Brunschwiler, die seit 35 Jahren im achten Stock leben.

Text und Fotos: Richard Liechti



Hochhaus seien die Kinder naturverbunden aufgewachsen. «Im Sommer waren sowieso die meisten unten am See.» Aber auch ums Haus ist reichlich Platz vorhanden. Wo heute Pflanzplätze liegen, waren ursprünglich weitere Neubauten geplant. Sie wurden nie verwirklicht, da viele Arbeitsplätze bei Bahn, Zoll und Post in den folgenden Jahren verschwanden.

### DAS HAUS HAT SICH VERÄNDERT

Wie so vielerorts, wohnen heute nur noch wenige Familien im Hochhaus und der Altersdurchschnitt der Bewohner ist gestiegen. Doch die Wohnungen sind immer noch gefragt. So wechseln bisweilen ältere Bewohner der umliegenden Siedlung ins Hochhaus, weil ihnen der grosse Umschwung zu viel Mühe macht. Im Hochhaus dagegen finden sie ein rollstuhlgängiges, bequem erreichbares Zuhause.

Wir fahren mit dem Lift bis ganz hinauf und treten auf die Dachterrasse. Der See liegt vor uns, die deutsche Uferlandschaft ist erkennbar. In der näheren Umgebung überblicken wir die Eigenheimsiedlung mit den Ein-, Zwei- und Dreifamilienhäusern und den dazugehörigen grossen Gärten. Die laufende Renovation der Altbauten sei derzeit die Hauptaufgabe der Genossenschaft, erzählt Irma Brunschwiler, die während zehn Jahren im Vorstand mitarbeitete. Das Hochhaus selbst wurde vor acht Jahren isoliert und neu verkleidet. Die Wohnungen erhielten vor zwei Jahren neue Küchen und Bäder.

### VIELE VORZÜGE

Die Brunswilfers leben auch nach 35 Jahren gerne im Hochhaus. «Wir pflegen einen guten Kontakt mit den Mitbewohnern, die wir alle persönlich kennen», betonen sie. Ausserdem schätzten sie Annehmlichkeiten wie den Lift, die nahen öffentlichen Verkehrsmittel und Läden – nicht zu reden von der Aussicht. Die Mietzinse seien günstig, der Genossenschaft gehe es finanziell gut. Schliesslich, lacht Irma Brunschwiler, habe man nicht nur einen interessierten Vorstand, sondern mit einem Schiffskapitän einen umsichtigen «Steuermann» als Präsidenten. *wohnenextra*

### ZEITGEIST DER 60ER-JAHRE

Vom Balkon der Brunswilfers blicken wir auf die heimeligen Häuschen herab, die sich unter breiten Dächern ducken. Das Ehepaar wohnt im achten Stock des Hochhauses, das mitten in dieser Idylle emporragt. Von der gleichen Baugenossenschaft erstellt, aber offensichtlich unter der Flagge eines neuen Zeitgeistes. Hatten die Nachbarn nicht Bedenken ob des Neubaus, der so quer in der vertrauten Landschaft stehen würde? «1967 herrschte in Romanshorn Wohnungsmangel», sagt Irma Brunschwiler, die Notwendigkeit neuer Unterkünfte für das Bahnpersonal war deshalb ausgewiesen. Zudem sei das nötige Bauland vorhanden gewesen.

Die 37 Wohnungen waren für damalige Verhältnisse grosszügig und können sich auch heute sehen lassen. Da sich das Angebot an Familien wandte, erstellte man ausschliesslich Drei-, Vier- und Viereinhalbzimmerwohnungen. Die Bahnberufe prägten das Haus: Lokführer, Kondukteure, Rangierarbeiter, sogar zwei Souschefs. Wegen frühem Arbeitsbeginn und Schichtarbeit sei mancher Vater am Morgen oder am Nachmittag zuhause gewesen. «Das war damals nicht üblich», erklärt Richard Brunschwiler, der bis zur Pensionierung als Schalterbeamter tätig war.

### GLÜCKLICHE KINDHEIT

«Als wir einzogen, lebten hier siebzig Kinder», erzählt Irma Brunschwiler. Viel Aufsicht sei nicht nötig gewesen, die Grösseren hätten nach den Kleinen geschaut. Ihre eigenen drei Kinder erinnern sich heute noch an die glückliche Zeit auf dem grossen Spielplatz. Trotz



«Heute heissen wir ja «Stadt am Wasser», früher aber war Romanshorn das Eisenbahndorf», erklärt Irma Brunschwiler. Vier Linien führen von hier weg: Richtung Rorschach und St. Gallen, nach Frauenfeld, Winterthur und Zürich, die so genannte Seelinie gegen Kreuzlingen und Schaffhausen und nicht zu vergessen die Fähre hinüber nach Friedrichshafen. Heute transportiert sie nur noch Menschen und Autos, früher schipperte sie ganze Güterwagen ins Nachbarland.

Die Bahn hat Romanshorn geprägt – auch baulich. Zu Anfang des letzten Jahrhunderts wuchs der Umschlagplatz am Bodensee, die Angestellten der Verkehrsbetriebe benötigten Wohnungen. In den Jahren 1912/13 errichtete die neu gegründete Baugenossenschaft des Verkehrspersonals deshalb im Neuhoftquartier ein kleines Viertel mit 22 Häusern, vier weitere Gebäude entstanden weiter weg in Salmsach.



Nein, besonders hübsch sieht es nicht aus, das Tscharnergut in Berns Westen. Und der trübe, kühle Februartag zaubert auch nicht gerade ein vorteilhaftes Licht auf die Häuser. «Sie sollten uns mal im Sommer besuchen kommen, wenn alles grün ist und blüht. Das glaubt man kaum, wie schön es hier dann ist. Fast wie auf dem Land», schwärmt Otto Wenger, der Leiter des Quartierzentrums im Tscharnergut. Tatsächlich: Zwischen den Häusern gibt es grosszügige Flächen, wie man sie eigentlich nur noch selten findet. Ideal für Kinder, die hier einen einzigen, riesigen Spielplatz vorfinden.

Im einst kinderreichen Quartier ist heute allerdings ein Viertel der Bevölkerung älter als 65 Jahre. Früher organisierte das Quartierzentrum regelmässig Discos für die heranwachsende Jugend. Heute dagegen sind die Tanznachmittage für Senioren besser besucht. Dieser Wandel hat sicherlich auch mit dem veränderten Freizeitverhalten der Jugendlichen zu tun. «Abgetanzt» wird nicht mehr im Saal des Quartierzentrums, sondern in einem angesagten Club. Und die Gefahr, dass Papi auch noch einen Blick reinwirft, ist damit mehr oder weniger ausgeschaltet.

## Ein Rundgang im Tscharnergut, der ersten Grosssiedlung der Schweiz

### DAS «DORF» LEBT

Trotzdem ist und bleibt das «Tscharni» eine auf Familien ausgerichtete Überbauung, auch wenn ein Grossteil des Wohnraums 3 1/2-Zimmer-Wohnungen sind. Was gefällt den Kindern eigentlich besonders gut hier in Bethlehem, dessen Name auf einen uralten Pilgerweg zurückgeht? «Wius kenni Outo hett», sagen die meisten Knirpse übereinstimmend. Und das ist tatsächlich so: In der Siedlung lässt sich eigentlich gefahrlos jedem verloren gegangenen Ball nachrennen. Viele der älteren Bewohnerinnen und Bewohner sind bereits seit den Anfängen hier und können sich mittlerweile gar nicht mehr vorstellen, wegzuziehen. Nicht wegen der Gewohnheit, sondern weil es ihnen hier richtig gut gefällt. Sie schätzen die nachbarschaftlichen Beziehungen, die über all die Jahre gewachsen sind. Auch die Infrastruktur des Tscharnerguts deckt die meisten täglichen Bedürfnisse. Rund um den «Dorfplatz» mit dem markanten Glockenturm gibt es eine Apotheke, ein Kleider- und ein Schuhgeschäft und natürlich einen Supermarkt. Sogar ein Postschalter steht zur Verfügung. Und neben dem Café im Quartierzentrum gibt es noch ein weiteres

Restaurant. Diese Möglichkeiten, die Nachbarn nicht nur in der Waschküche zu treffen, tragen wesentlich dazu bei, dass dem Tscharnergut mit einigem Recht ein dörflicher Charakter nachgesagt werden kann.

### MULTI-KULTI IST ALLTAG

Wer nicht in einer Grossüberbauung oder einem Hochhaus wohnt, hat Klischeevorstellungen: anonym, Unterschicht, schlechte Gesellschaft, viele Ausländer. Kaum aber negative Stimmen im Tscharnergut. Gibts denn gar keine Probleme? Aha, also doch: Vandalismus. Der kommt aber auch in den besten Quartieren der Stadt vor. Und das Zusammenleben mit den Ausländern? Hier versuchen die Vermieter, dass die ausgewogene Zusammensetzung der Mieterschaft Bestand hat. Im Tscharnergut leben rund zwanzig Prozent Menschen ausländischer Herkunft, was etwa dem Durchschnitt anderer vergleichbarer Städte in der Schweiz entspricht.

Gleichwohl müssen Anstrengungen unternommen werden, um dieses Gleichgewicht zu wahren. Lehrerinnen und Lehrer von umliegenden Schulhäusern unterrichten zum Teil Klassen mit achtzig, neunzig Prozent fremdsprachigen Kindern. Diese Kinder bringen nicht nur einen anderen kulturellen Hintergrund mit als ihre Schweizer Mitschülerinnen und Mitschüler. Oft gehören sie auch einer

# S t ä d t i s c h e s



Otto Wenger und Andreas Rohrbach leiten das Quartierzentrum. Früher beliebter Treffpunkt der Jungen, zieht es heute vermehrt die ältere Generation an.

Das Tscharnergut, die Satellitenstadt im Westen Berns, zählt 2600 BewohnerInnen, die unter anderem in fünf Hochhäusern leben. Grosszügige Grünflächen, Läden, Lokale und andere Treffpunkte sollen das Zusammenleben fördern. *wohnen extra* wollte wissen, obs funktioniert, und besuchte das «Tscharni».

Text und Fotos: Daniel Krucker



anderen Religion an als der christlichen. Vor eineinhalb Jahren startete deshalb das Projekt «Haus der Religionen – Dialog der Kulturen» (siehe Kasten).

#### GUT UNTERHALTEN

Kurze Begegnungen mit Bewohnerinnen und Bewohnern auf dem weiträumigen Gelände des Tscharnerguts bestätigen die Einschätzung der Vermieter und von Otto Wenger: Den Menschen gefällt's hier. Sie sind mit ihrer Wohnsituation und dem Quartier zufrieden. Das liegt nicht zuletzt daran, dass die Gebäude und Wohnungen regelmässig unterhalten werden und damit nie der Mief des Verlumten entstehen konnte. Aktuelles Beispiel: Die Baugenossenschaft Fambau ersetzt in einem Hochhaus sämtliche Küchen und Bäder. Gleichzeitig werden auch die veralteten Installationen saniert.

Dieses Sanierungs- und Renovationsprojekt verursacht während der Bauzeit von April bis September Kosten in der Höhe von sechs Millionen Franken. Jeden Tag wird eine der 89 Wohnungen in Angriff genommen und nach rund zwei Wochen fertiggestellt sein. Ausziehen müssen die Mieter während der Bauzeit nicht. Aber erfahrungsgemäss verreisen die meisten. Vielleicht in die Berge, die sie von den oberen Stockwerken sehen?

*wohnenextra*

#### DIE RELIGIONEN UNTER EINEM DACH

Lanciert wurde die Idee des multireligiösen Gotteshauses 1998 von Christian Jaquet, Studienleiter an der Berner Hochschule für Gestaltung, in der «Studie über das Image von Bümpliz/Bethlehem». Im Stadtteil Bümpliz/Bethlehem leben rund 30 000 Menschen aus etwa 140 Nationen und Kulturen. Der «Runde Tisch der Religionen» – ein Kreis von VertreterInnen aus dem Buddhismus, Christentum, Hinduismus, Islam und Judentum, die sich seit 1993 regelmässig treffen, griff die Idee auf. Projektleiter seit eineinhalb Jahren ist Pfarrer Hartmut Haas von der kleinen Herrnhuter Gemeinde, einer Kirche in der protestantischen Tradition.

Der Runde Tisch tauscht Visionen, Ideen, Wünsche und Vorstellungen aus. Und letztlich geht es auch um handfeste Fragen wie Standort und Finanzierung. Beides ist noch nicht geklärt. Das künftige Haus der Religionen soll getrennte Gottesdienst- und Schulungsräume für mehrere Religionsgemeinschaften bieten. Insbesondere die religiösen Minderheiten haben es oft schwer, geeignete Orte für ihre als fremd empfundene Kultur und Religion zu finden. Die verschiedenen Gruppierungen sollen aber nicht beziehungslos nebeneinander existieren. Deshalb auch die Zielsetzung, den Dialog zwischen den Kulturen zu fördern.



Den Dialog zwischen den Kulturen fördern: Pfarrer Hartmut Haas leitet den «Runden Tisch der Religionen».

Um die Idee der breiten Öffentlichkeit vorzustellen, findet vom 30. Mai bis zum 2. Juni im Schulzentrum Schwabgut das grosse Fest der Religionen und Kulturen statt. Neben dem eigentlichen Spiel-, Sport- und Strassenfest mit Aktionsständen gibt es Ausstellungen u.a. über den islamischen Alltag und das jüdische Leben in der Schweiz sowie Podiumsdiskussionen. Es nehmen u.a. teil: Franz Hohler, Kabarettist, Klara Obermüller, Journalistin, und Annemarie Huber-Hotz, Bundeskanzlerin.

Für weitere Informationen zum Fest und zum Haus der Religionen:

AG Haus der Religionen  
Burgunderstrasse 107  
3018 Bern  
Tel. 031-992 02 48  
Fax 031-992 03 49  
[www.haus-der-religionen.ch](http://www.haus-der-religionen.ch)

# D o r f



Die BewohnerInnen schätzen den grosszügigen Aussenraum ganz besonders.

Das Herz des Tscharnerguts ist der Dorfplatz mit Restaurant und verschiedenen Geschäften.



